

Frauen und Kolonialismus – Eine weibliche Variante des „Herrenmenschentums“

Martha Mamozai, *AfricAvenir Dialogforum Berlin, 23. Mai 2006*

Mehr denn je vergiften heute rassistische Denkmuster, Feindbilder, Vorurteile und Verhaltensweisen das soziale Klima innerhalb von Gesellschaften und die Beziehungen zwischen Einzelnen und ganzen Nationen. Menschen werden weltweit aus rassistischen Gründen diskriminiert, verfolgt und getötet, auch in Deutschland. Allerdings spricht man bei uns eher von „rechtsextremer Gesinnung“, „Fremden“- oder „Ausländer-Feindlichkeit“, sehr viel seltener von Rassismus*.

Während in anderen europäischen Ländern, namentlich Holland, Belgien und Frankreich, seit einiger Zeit in Parlamenten, Universitäten und Medien eine wenn auch in Teilen chauvinistische, so doch wenigstens breite öffentliche Debatte über (post-)koloniale Verantwortung in Gang gekommen ist, ist bei uns diese historische Epoche weitgehend ausgeblendet. (Deutscher) Kolonialismus ist bei uns nur ein Thema für „Spezialisten“ oder ewig Gestrige wie dem immer noch aktiven „Traditionsverband ehem. Schutz- und Überseetruppen – Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete e.V.“, der sogar eine eigene Internetseite betreibt. Auch bei der Aufarbeitung des Faschismus in unserem Land wurde der Zusammenhang mit dem Kolonialismus weitgehend vernachlässigt und selbst der 100. Jahrestag des Genozids an den Herero und Nama in Namibia rief lediglich ein blamables Strohfeuer in unseren Medien hervor und unsere Politiker stahlen sich mit billigen, halbherzigen Lippenbekenntnissen davon.**

Dabei könnte uns die Beschäftigung mit diesem – auf den ersten Blick – rein historischen Thema durchaus auch bei der Suche nach Lösungsstrategien aktueller brisanter Probleme dienlich sein, u.a. um besser zu verstehen, welche äußeren Bedingungen und persönlichen Dispositionen den Nährboden bilden, auf dem Rassismus gedeiht, wie handfeste ökonomische Interessenslagen den Blick rassistisch einfärben, welche Rolle der „Zeitgeist“ spielt, wie gefährlich kultureller Hochmut, noch dazu gepaart mit ökonomischer und politischer Dominanz ist und welche ganz banalen Anlässe manchmal schon genügen, schlummernde Ressentiments zu wecken. Außerdem lehrt uns dieses ganz spezifische Kapitel der Geschichte auch und vor allem, wachsam zu sein uns selbst gegenüber, denn niemand ist per se davor gefeit, rassistisch zu denken oder zu handeln – auch nicht Frauen, fälschlicherweise oft und gerne „als das bessere Geschlecht“ betrachtet.

Die Beschäftigung mit dem Thema „Frauen und Kolonialismus“ wurde für mich zu einer wahren „Entdeckungsreise“, zu der ich Sie im folgenden gerne einladen möchte:

Erste Entdeckung: Frauen aus allen gesellschaftlichen Schichten waren von Anfang an am Kolonialismus einschließlich des Sklavenhandels beteiligt. Sie waren genauso gierig, brutal und rassistisch wie die Männer.

In der gängigen Literatur wird Kolonialismus meistens wenn nicht als Männerdomäne so zumindest als geschlechtsneutrale Epoche präsentiert. In Wirklichkeit aber waren die Frauen der Eroberernationen mit von der Partie, in allen Bereichen, allen Kolonien und sie kamen aus allen gesellschaftlichen Rängen, Ständen und Schichten.

* So ist lt. Innenministerium die Zahl der politischen Straftaten im Jahr 2005 um ein Viertel auf insgesamt 26400 angestiegen; mehr als die Hälfte davon (16000) waren demnach „rechtsextrem“ motiviert. Das sind 44 pro Tag und dies ist nur die Spitze eines Eisbergs, denn gezählt werden nur diejenigen Taten, die Polizei und Justiz zur Kenntnis gelangen.

** Zwar bat sie „im Sinne des gemeinsamen ‚Vater unser um Vergebung unserer Schuld!‘“ und bezeichnete die damaligen Gräueltaten als das „was heute als Völkermord bezeichnet werden würde“. Forderungen nach Entschädigungszahlungen lehnte sie allerdings genauso deutlich ab. Vgl. dazu versch. Ausgaben von iz3w.

Zum Beispiel stand am Anfang der spanischen Konquista eine Frau: Isabella, die Katholische, Königin von Kastilien und später Spanien. Ihre Heirat mit Ferdinand II. von Aragonien im Jahr 1469 war ein kluger Schachzug, vereinigte sie doch die beiden Königreiche Kastilien und Aragon und stärkte so die spanische Nation, die sich erst auf dieser Grundlage in das koloniale Abenteuer stürzen konnte. Es war diese Isabella, in deren Auftrag Christoph Kolumbus segelte, um einen westlichen Seeweg nach Indien zu finden. Auf seiner dritten Reise nach Westen 1497/98 nahm Kolumbus die ersten dreißig spanischen Frauen mit an Bord, denen bald ein ständiger Zustrom weiterer Frauen folgte.

Was Isabella für die spanische Konquista darstellte, war Elisabeth I. Königin von England und Irland für den englischen Sklavenhandel. Offiziell missbilligte sie ihn zwar, verbot ihn aber nie, obwohl sie die Macht dazu besessen hätte. Elisabeth teilte im Gegenteil die Profite aus dem Sklavenhandel mit den See- und Menschenräufern und übertrug den erfolgreichsten unter ihnen wichtige Staatsämter: Hawkins, einer ihrer Favoriten, wurde Schatzmeister und Vizeadmiral der königlichen Flotte, Francis Drake, wie Hawkins von ihr zum Ritter geschlagen, sogar Admiral.

Erinnern wir uns, dass dieser lukrative „Dreieckshandel“ einer der Eckpfeiler der wachsenden Industrialisierung Europas war. Menschen aus Afrika wurden gegen Manufakturprodukte aus England für die Plantagen von Amerika gehandelt, bezahlt mit zum Beispiel Zucker. Vorsichtige Historiker schätzen, dass in den vier Jahrhunderten des europäischen Handels mit „Schwarzhäuten“ mehr als 10 Millionen Menschen geraubt, verschleppt und versklavt wurden. In Erinnerung daran wurde in Frankreich der 10. Mai als Gedenktag eingeführt und in diesem Jahr zum ersten Mal begangen.

Etwa ein Drittel der afrikanischen Sklaven waren Frauen. Aber auch unter den Sklavenhändlern gab es Frauen. Doña Maria de Cruz, zum Beispiel, die Tochter eines früheren Gouverneurs aus Calabar (heute Nigeria) besaß zwei Sklavenschiffe und saß noch 1826 dick im Geschäft. Doch selbst wenn hier die Beweislage dünn ist, so haben wir keinen Grund zu hoffen, Doña Cruz wäre die berühmte Ausnahme gewesen, die sich in diesem blutigen Geschäft die Hände schmutzig machte. In unserem Geschichtsbewußtsein ist dieses Kapitel weitgehend verdrängt durch andere schlimme Ereignisse. Hören wir deshalb, was der Augenzeuge eines Sklaventransportes nach Amerika berichtet: „Ich sah schwangere Frauen, die ihre Babies zur Welt brachten, während sie angekettet waren an Tote, deren Leichname unsere betrunkenen Aufseher nicht beiseite geschafft hatten... Den jüngeren Frauen ging es zuerst besser, da sie an Deck kommen durften als Gesellschafterinnen für unsere Mannschaft... Gegen Ende der Fahrt, die fast sechs Wochen dauerte, hatte die hohe Sterblichkeit ihre Zahl stark verringert, und eine Anzahl von Frauen wurde nach unten getrieben als Gesellschaft für die Männer“¹.

Dieses „an Deck kommen“ war aber kein Privileg, sondern die Bereitstellung zur Vergewaltigung. Vergewaltigung und sexuelle Ausbeutung gingen auf den Plantagen weiter. Hieß das Prinzip zunächst noch „it is cheaper to buy than to breed“ („es ist billiger, sie zu kaufen als zu züchten“), so änderte sich diese Einstellung im Laufe der Zeit. Die Sklavinnen wurden nun anderen Sklaven zugeteilt, um möglichst viele Kinder zu gebären – die wichtigste Ware, die auf den Plantagen hergestellt wurde. Und auf den Plantagen standen sie sich direkt gegenüber, die Herrinnen und ihre Sklavinnen und Sklaven, ob sie nun als Angehörige der herrschenden Gesellschaft lediglich von den Profiten der Sklavenwirtschaft profitierten, feudalem Luxus frönten, sich „Neger“ als „Spielzeuge“ hielten oder die riesigen Besitzungen selber verwalteten.

Eine spanische Ehefrau war für die Konquistadoren das höchste Statussymbol. Viele der verheirateten Männer ließen deshalb ihre Frauen nachkommen, und sei es manchmal auch erst nach 15- oder 20

¹ Dr. Falconbridge, zitiert bei Philip S. Foner: History of Black Americans, From Africa to the Emergence of the Cotton Kingdom, Westport/London 1975, S. 121.

jähriger Abwesenheit von zuhause. Junge Creolinnen, die in der „Neuen Welt“ geborenen Frauen spanischer Herkunft, verheirateten sich gerne mit Konquistadoren, die sie bald als reiche Witwen zurücklassen würden. Als solche konnten sie bis zu einer Wiederverheiratung, die ihren Besitz nur vermehren konnte, ihre Ländereien selbst verwalten.

Viele dieser Frauen standen im Ruf, noch herzloser und grausamer gegen ihre Sklavinnen und Sklaven zu sein als ihre Ehemänner. Zu ihnen gehörten Frauen wie Maria de Escobar, die im 16. Jahrhundert in Peru lebte, oder Doña Catalina de los Rios de Lisperguer aus Chile. Letztere hatte viele Menschenleben auf dem Gewissen, darunter ihren Vater und einen ihrer Liebhaber, aber auch 40 Indianerinnen und Indianer, von denen viele die Male barbarischer Tortur trugen. Sie wurde angeklagt, aber das Urteil war milde, sie mußte lediglich ihre Ländereien verlassen und stand in Santiago unter Hausarrest. Als sie fünf Jahre später starb, wurde sie in der Kirche der Augustiner im Habitus einer Nonne beerdigt. Sie war zu Lebzeiten eben eine generöse Stifterin und Wohltäterin der Kirche gewesen und die war selber Teil der Sklavenhaltergesellschaft. So besaß, z. B., das Kloster der Karmelitinnen Santa Teresa von Cordoba / Rio de la Plata eine Hacienda, die von 300 männlichen und weiblichen Sklaven bewirtschaftet wurde.

Auch in den amerikanischen Südstaaten räumte die rassistische Männergesellschaft weißen Frauen ihrer herrschenden Schicht ganz besondere Chancen bei der Bewirtschaftung riesiger Plantagen ein. Die weißen Herrinnen nutzten denn auch ihre Stunde, die meistens dann geschlagen hatte, wenn der Ehemann das Zeitliche segnete, was nicht so selten war in einer Zeit mit unzähligen militärischen Scharmützeln. Die Tatsache, dass die rechtlosen Sklavenheere, Männer wie Frauen, schwarz waren, gestatteten – ganz in der Logik dieses Siedlerpatriarchats – dass weiße Frauen über sie als Arbeitskräfte verfügen konnten. Weniger gern gesehen wurden dagegen Frauen, die weiße Männer als Arbeitskräfte befehligten.

Aber auch die Frauen, die sich einer Art “philantropisch-christlicher” Sklavenhalterei verschrieben, stellten diese keineswegs grundsätzlich in Frage und verfügten ohne Skrupel über die hohen Einnahmen aus dem Besitz an Sklaven und Plantagen.

Die Geschichte der spanischen Eroberung ist auch voller Beispiele von Frauen, die die Kämpfe ihrer Männer aktiv unterstützten, sie ermutigten und Kranken- und Verwundetenpflege übernahmen. Philipp II. bedankte sich anlässlich seines Besuches in Arequipa, Peru, am 19. September 1580 in einer Ansprache besonders bei den Frauen dieser Stadt, die seinem Spendenaufruf, die enormen Kosten zu decken, die die Kriege gegen Türken, Heiden und Ungläubige verschlangen, so generös nachgekommen waren. Sie hatten nicht nur Geld, sondern auch ihr persönliches Geschmeide geopfert.

Mit dem Heer an Matrosen, Soldaten, Händlern und anderen Abenteurern hatte sich in der städtischen Kultur der Spanier in Südamerika ein ausgeprägtes Bordellwesen entwickelt. Es scheint, als habe es dabei eine Art Arbeitsteilung gegeben zwischen indianischen und spanischen Frauen. Während die indianischen Frauen hauptsächlich für die sexuellen Dienste an Männern benutzt wurden, übernahmen spanische Frauen die vernachlässigten kulturellen Seiten. Viele von ihnen waren Unterhaltungskünstlerinnen, Sängerinnen, Musikantinnen.

Wir wissen nicht, ob bereits 1415 bei der Eroberung Ceutas portugiesische Frauen mit von der Partie waren. Beweise für ihre Anwesenheit gibt es erst später, als sie in den verschiedenen Festungen der Eroberer in den besetzten marokkanischen Gebieten auftauchten. Es handelte sich dabei meist um die Ehefrauen der Festungskommandanten und um arme Verwandte aus Portugal. An der Seite ihrer Männer beteiligten sich die Frauen aktiv an den zahlreichen Angriffs- und Verteidigungsscharmützeln gegen die “Mohren”, wie die Mohammedaner damals genannt wurden – und das zu einer Zeit, in der in

der portugiesischen Heimat die Frauen im öffentlichen Leben kaum in Erscheinung traten und Sitte und Moral jener Tage die einer strengen Männergesellschaft waren. Nur bei der Erbfolge, die allerdings nur für die Besitzenden wichtig war, sind die Frauen jener Epoche gut weggekommen: Sie erbten zu gleichen Teilen wie Männer und hatten das Recht, über ihren eigenen Besitz, ihre Mitgift und Erbschaften zu bestimmen. Diese Gesetze wurden wichtig für die Aufrechterhaltung portugiesischer Herrschaft in den riesigen zusammen geraubten Überseebesitzungen.

Auch in den deutschen Kolonien identifizierten sich die Kolonialfrauen mit ihren Männern und deren Werten und scheuten sich nicht, Gewalt gegen ihre Arbeiterschaft anzuwenden. Magdalene von Prince zum Beispiel, die Frau des Bezwingers der Wahehe Ostafrikas, Tom von Prince, wurde die berühmte „Königin von Usambara“ genannt. Von den Afrikanern wurde sie gefürchtet, weil sie als Herrscherin der Großplantage Sakkarani auch gern selbst zur Peitsche griff. Bei Maria Karow sind die „Eingeborenen nur durch Prügel zu bändigen“. Erika Busse-Lange gesteht, auch „sacksiedegrob“ gewesen zu sein. Clara Brockmann und Lydia Höpker verteilten selbstverständlich „Ohrfeigen“ an die schwarze Arbeiterschaft, Frau Höpker schoss auch schon mal zur Warnung „über die Köpfe“.

Aber die deutschen Kolonialistinnen gingen noch weiter und schreckten selbst nicht vor Mord oder dessen offener Billigung zurück: Am 17. September 1911, erschlug die Farmerin Elisabeth Ohlsen den „Klippkaffern“ Deubib mit einem Ast. Sie wurde freigesprochen. Auch Marie von Weiher aus dem Omaruru-Bezirk war des vorsätzlichen Mordes „unter mildernden Umständen“ schuldig gesprochen und zu wahlweise 300 Pfund Geldstrafe oder achtzehn Monaten Gefängnis verurteilt worden.

Diese Aufsehen erregenden Fälle, über die in den „Windhuker Nachrichten“, der Reichspresse und im „Britischen Blaubuch“ berichtet wurde, sind jedoch nur die Spitze eines Eisbergs, unter dem sich alltägliche Gewalt und strukturelles Unrecht verbargen, wobei sich die deutschen Frauen als verlässliche Komplizinnen ihrer rassistischen Männer erwiesen. Die Farmerin Ada Cramer, zum Beispiel, deren Mann selbst schwangere schwarze Arbeiterinnen zu Tode prügelte, hatte ihm dabei ohne Spur des Bedauerns assistiert und den Frauen die Kleider zerschnitten, damit er besser zuschlagen konnte. Aber sie ging noch weiter. 1913, nach einem spektakulären Prozess mit mildem Urteil veröffentlichte sie ein Buch und sagte darin: „Wäre ich ein Mann gewesen, hätte ich die ganzen Weiber über den Haufen geschossen“².

Zweite Entdeckung: Die geschlechtsspezifische Rolle von weißen Frauen der Eroberernationen lag in der rassistischen Herrschaftssicherung; sie haben sich diese ihnen von Männern zuge dachte Rolle zu eigen gemacht und aktiv mitgetragen.

König und Regierung in Lissabon mißbilligten die Verbindungen portugiesischer Männer mit afrikanischen Frauen, denn die Herrschaft in den eroberten Gebieten sollte nicht durch eine „Afrikanisierung“ der Elite gefährdet werden. Also entwickelten sie eine besondere Strategie: Die Regierung vergab große Ländereien als „Kronland“ an portugiesische Frauen unter der Bedingung, dass sie einen *weißen* Portugiesen heirateten. Erbberechtigt sollten nur die Töchter aus solchen „rein-weißen“ portugiesischen Ehen sein – aber ebenfalls nur dann, wenn sie wiederum einen *weißen* Portugiesen heirateten. Zuwiderhandlungen sollten den Verlust des Kronlandes zur Folge haben. In der Gegend um den Sambesistrom hießen diese eminent reichen Frauen, die „Doñas de Zambesia“, die ihre afrikanischen Sklavinnen und Sklaven unter unmenschlichen Bedingungen ausbeuteten. Die ökonomische und politische Macht, die an ihre Anwesenheit am Sambesi geknüpft war, scheint ihr Selbstvertrauen auch gegenüber ihren Ehemännern enorm gestärkt zu haben. Darüber sind uns zahlreiche Zeugnisse erhalten. Allerdings gab es zu wenig weiße Portugiesen und wenn den Doñas der

² Ada Cramer: „Weiß oder Schwarz, Lehr- und Leidensjahre eines Farmers in Südwest im Lichte des Rassenhasses“, Berlin o.J. (1913).

Sinn nach anderen Männern stand, heirateten sie auch Indo- oder Afro-Portugiesen. Die Familien der Doñas dunkelten so von Generation zu Generation nach, ohne dass die Lissabonner Instanzen dies hätten überprüfen oder gar verhindern können.

Die Lissabonner Bürokratie erfand noch eine weitere Variante der rassistischen Herrschaftssicherung in den Kolonien, die sog. “Waisen des Königs”. Dies waren besonders ausgewählte heiratsfähige junge Portugiesinnen aus den Waisenhäusern der Hauptstadt Lissabon und der Hafenstadt Oporto. Jede von ihnen bekam eine Mitgift in Form eines mittleren oder kleineren Kolonial-Beamtenpostens für denjenigen Portugiesen, der sich entschloß, sie zu heiraten. Dieses System wurde besonders in den portugiesischen Eroberungen auf dem indischen Subkontinent systematisch und erfolgreich angewendet.

Auch im deutschen Kolonialismus stellte sich der Koloniallobby mit der zunehmenden wirtschaftlichen Erschließung der Kolonien nach ihrer militärischen Befriedung immer drängender die Frage nach einer zuverlässigen Art der Herrschaftssicherung. Wollte man die unterjochten Völker auf Dauer von der Teilhabe an Macht, Herrschaft und Reichtum ausschließen, so eignete sich nichts besser dazu, als sie aufgrund ihrer “Rasse” auszuschließen. In diesem Fall allerdings hieß die Parole nicht nur “weiß” zu sein, sondern “weiß und deutsch”.

Das “Problem” erhielt seine hochexplosive Brisanz durch das stetige Anwachsen einer “Mischlingsbevölkerung”. Alle ehelich geborenen Kinder, die deutsche Männer mit Frauen der Kolonialvölker hatten, wären automatisch Deutsche geworden, hätten also auch alle staatsbürgerlichen und bürgerlichen Rechte der Deutschen besessen. Theoretisch hätte so eines Tages ein “Farbiger” die Möglichkeit gehabt, zum Beispiel General der “Schutztruppe”, Polizeipräsident, Richter oder gar Gouverneur einer Kolonie zu werden. Solche Vorstellungen scheinen die deutsche Koloniallobby in Angst und Schrecken versetzt zu haben. Deshalb wurde ein sog. “Mischehenverbot” erlassen. Allen an der Diskussion Beteiligten aber war klar, die “Verkafferung” der männlichen Kolonialelite konnte letztlich nur durch ein ausreichendes “Angebot” an weißen deutschen Frauen gelöst werden.

Die ersten unverheirateten Frauen, die über das Fraueneinwanderungsprogramm der “Deutschen Kolonialgesellschaft” reisen durften, trafen zu Beginn des Jahres 1898 in der Kolonie “Deutsch-Südwestafrika” ein. Sie alle waren innerhalb kürzester Zeit verheiratet.

Im Gegensatz zu den Zuständen in den portugiesischen Kolonien, stand für die deutschen Kolonialfrauen jedoch fest: “daß eine deutsche Frau sich nicht ebenblütig verbindet, ist ausgeschlossen!”³ Allerdings schloß das nicht aus, daß deutsche Frauen sich von einheimischen Männern nicht angezogen gefühlt hätten – Hinweise darauf gibt es in ihren Büchern, im Gegenteil, in Hülle und Fülle. Aber wollten sie nicht von der Teilhabe an der Kolonialherrschaft ausgeschlossen werden, mußten sie strikt auf der Rassentrennung bestehen.

An Bewerberinnen für eine kostenlose Überfahrt bestand kein Mangel, im Gegenteil, nur ein kleiner Teil der interessierten Frauen konnte berücksichtigt und nach einer strengen Auswahl “verschickt” werden. Wenn wir nun der Frage nachgehen, warum das Kolonialsystem so attraktiv für die Kolonialistinnen war, nähern wir uns bereits der dritten Entdeckung.

Dritte Entdeckung: Der Aufenthalt in den Kolonien bedeutete für die Kolonialfrauen gesellschaftlichen Aufstieg und eine ungeheuere Aufwertung ihres Status – verglichen mit ihrem Status zuhause.

³ Frieda Zieschank: Ein Jahrzehnt in Samoa, Leipzig 1918, S. 108.

Die portugiesischen Kolonialherren hatten – wie wir gesehen haben – nachgeborenen Töchtern oder armen Waisen die Wege zu kolonialen Ehren eröffnet. Und auch die meisten der deutschen Frauen in überseeischen “Schutzgebieten” entstammten eher den unteren Schichten, zumindest diejenigen, die über die Einwanderungsprogramme vermittelt wurden: Es handelte sich zumeist um Dienstmädchen oder Mädchen vom Lande, aber auch Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen, Lehrerinnen oder Büroangestellte im gebärfähigen Alter. Für sie wurde der Aufenthalt in den Kolonien fast immer zu einem gesellschaftlichen Aufstieg. Manche nutzten die Chance und machten sich nach Ablauf ihrer Dienstverpflichtung selbständig als Schneiderinnen, Caféhausbesitzerinnen, Wäscherinnen oder Weißnäherinnen, stiegen in das Freizeitgeschäft für Angehörige der “Schutztruppen” ein oder spekulierten an der Diamantenbörse von Lüderitzbucht. Die meisten allerdings verheirateten sich und stiegen damit auf in die Schicht der hoch geachteten “Pflanzergattinnen”. Eine von ihnen, Maria Karow, die in Okambahe, Südwestafrika, lebte, sagte dazu: “Hier hat die deutsche Frau Gelegenheit, auf ihrem eigensten Gebiet, auf dem der Hausfrau und Mutter, mitzuarbeiten. Nirgends spielt die Hauswirtschaft eine größere Rolle als in einem solchen neuen Siedlungsland.”⁴ Und eine andere, Margarethe von Eckenbrecher, schwärmte: “Wohl nirgends sonst in der Welt wird uns deutschen Frauen von den Herren der Schöpfung so viel Verehrung entgegengebracht wie gerade in unseren Kolonien”⁵. Dort aber, wo wichtige kolonialpolitische Entscheidungen getroffen wurden, hatten sie nichts zu melden, dies waren reine Männergremien. Eine Ausnahme war der Landwirtschaftsrat in der Kolonie Südwestafrika, in dem nur die Frauen stimmberechtigt waren, die “in Ermangelung des Mannes” eine Farmwirtschaft leiteten. Leitbild und Ideal aber war die deutsche christliche Hausfrau und Mutter, die zur Belohnung für ihre Unterwürfigkeit zu “Hüterinnen der Kultur” stilisiert wurden und in dieser Rolle eine ungewöhnliche Aufwertung erfuhren. Wie die Frauen damit umgingen, führt uns zur nächsten Entdeckung.

Vierte Entdeckung: Die Kolonialfrauen bedankten sich für die ungewohnte gesellschaftliche Anerkennung mit äußerster Loyalität und glühendem Nationalismus.

Nicht nur spanische und portugiesische Kolonialistinnen beteiligten sich an der Verteidigung der Eroberungen. Auch in den deutschen Kolonien begriffen sich die weißen deutschen Frauen als “Herrinnen” und waren deshalb bereit, “ihre” Kolonie mit Haut und Haaren zu verteidigen.

Selbst wenn sie nicht selbst Hand anlegten, erwiesen sie sich als treue Komplizinnen ihrer Männer: „...unsere braven Jungen hatten keine Verluste,“ schrieb Emma Dorn in ihren Erinnerungen an die „Zeit des großen Aufstandes“ der Herero und Nama in Südwestafrika, „aber ihre Gewehre räumten unter dem Gegner tüchtig auf, wir sahen jeden Mann fallen...“⁶ Dass dies nicht einfach das Nachbeten eines Männerideals ist, sondern sie als Frau voll und ganz dahintersteht, bezeugt die Wahl ihrer Worte: vom aufräumen versteht die Siedlerin nämlich viel, denn aufräumen ist Teil ihrer Identität als Hausfrau.

Einzelne aber taten sich auch mit besonders spektakulären Heldenstücken hervor und erreichten damit zumindest tagespolitische Aktualität wie beispielsweise Margarethe Leue, „ein schlichtes Mädchen im Diakonissengewande“. Als sich 1893 in der Kolonie Kamerun Widerstand regte, wurde sie mit einigen Männern in der Apotheke eingeschlossen. „Der kleine tapfere Trupp hielt sich in dem schwach gebauten Häuschen einen ganzen Tag: Die Schwester, als einzige Frau, trug unter fortwährendem Kugelregen mit umsichtiger Tapferkeit die Munition zu und übernahm die Sorge für die Verwundeten. Die schlimme Lage hinderte sie aber durchaus nicht, nach beendetem Aufstand ihre völlig verwüstete und zerschossene Station wieder zu beziehen – (...) – und späterhin, verheiratet, noch lange in der

⁴ Maria Karow: Wo sonst der Fuß des Kriegers trat. Farmerleben in Südwest nach dem Kriege, Berlin 1911, S. 139.

⁵ Margarethe von Eckenbrecher: Was Afrika mir gab und nahm, Erlebnisse einer deutschen Frau in Südwestafrika 1902 – 1936, Berlin 1940, S. 45.

⁶ Emma Dorn: Frauenschicksale in Südwest zur Zeit des großen Aufstandes in: Kolonie und Heimat, VI. Jg., Nr. 36 und 37.

Kolonie zu leben. Solche Frauen, aufopfernd, tapfer und jeder Lage gewachsen, sind Pioniere, wie das Vaterland sie draußen brauchen kann“⁷. Bild und Geschichte der Heldin gingen durch die gesamte Reichspresse.

In solch ungewöhnlichen Situationen wurden die Frauen also selbst dann akzeptiert, wenn sie ihren angestammten Platz verließen. Der aber war, wie könnte es anders sein, bestimmt durch die drei großen Ks: Kinder, Küche, Kirche. Und indem wir die Alltagssituation der Kolonialfrauen untersuchen, nähern wir uns der nächsten Entdeckung.

Fünfte Entdeckung: Es gibt einen spezifisch weiblichen Rassismus der Kolonialfrauen, dessen Wurzeln in ihrer Identität begründet liegt, der Identifizierung mit den Werten einer extrem von Männern dominierten und christlich-abendländischen Kultur.

Seit den Tagen der Konquista war die Überlegenheit der christlich-abendländischen Kultur das am meisten gebrauchte Argument, die überseeischen Eroberungen, Versklavung, Raub und Plünderungen zu rechtfertigen. Danach hatten die Europäer sich aufgemacht, den „Wilden“, die noch nicht lange zuvor als „edle Wilde“ von einigen Philosophen als „ursprünglich, tugendsam, sanft und moralisch“ charakterisiert worden waren, „Kultur“ und „den rechten Glauben“ zu bringen. Ausgestattet mit diesem christlichen Sendungsbewusstsein, strömten auch Heerscharen von Missionarinnen aller Glaubensrichtungen in alle Winkel der Erde.

Aber es gibt auch noch eine ganz spezifisch weibliche Variante dieses kulturellen Hochmuts. In der uns bekannten Geschichte waren und sind Frauen in Abgrenzung zu Männern „das andere Geschlecht“. In ihrem Bewusstsein aber spiegelte sich das nur selten wider. Vielmehr identifizierten Frauen sich gerade im Kolonialismus im wesentlichen mit ihrer kulturellen Herkunft. Das „Anderssein“ setzten die Frauen der Eroberernationen in der Kolonialgeschichte fast immer gleich mit „Besserein“ auf sich selbst bezogen und mit „Minderwertigsein“ auf die „anderen“ Frauen (der eroberten Nationen) bezogen. Als Legitimation musste dabei ihre pedantische Haushaltsführung erhalten. Die Vorurteile, die die deutschen Kolonialistinnen in zahlreichen populären Veröffentlichungen verbreiteten, halten sich zum großen Teil bis heute. Sehen wir uns einige davon näher an:

Erste Behauptung: „Sie sind schmutzig und stinken“

Während Clara Brockmann „ihrem“ Mädchen Elli niemals andere Küchenarbeit als die Teezubereitung erlaubte („nicht einmal beim Kuchenbacken durfte sie den Teig rühren“) und niemals aus einer Tasse oder einem Glas trank, das nachdem es „der Eingeborene“ bereits gereinigt hatte, nicht noch einmal unter fließendem Wasser abgespült worden war, starrten „Eingeborenenweiber“ für Lydia Höpker vor Schmutz und „rochen auf ein paar Meter Entfernung“. Sollten bei irgend jemand Zweifel aufkommen, führten sie – sozusagen als Trumpfkarte – an, „dass man bei der schwarzen Hautfarbe gar nicht einmal immer das Vorhandensein von Unsauberkeit genau feststellen kann“. Solcherlei Behauptungen wurden von deutschen Frauen immer wieder und in endlosen Variationen verbreitet. In der Heimat konnte dieses Vorurteil auf fruchtbaren Boden fallen, gerade bei Frauen, weil auch die meisten deutschen Hausfrauen Wert auf Sauberkeit legten, weil eine „ordentliche Haushaltsführung“ ihr ganzer Stolz war und sie daraus ihre Identität als Frau bezogen. Die Beispiele leuchteten deshalb ein und das Vorurteil konnte leicht übernommen werden.

(„Bei euch sieht es ja aus wie bei den Hottentotten!“ war ein Spruch, der noch in meiner eigenen Schulzeit gelegentlich auftauchte).

Zweite Behauptung: „Sie sind hässlich“

Als abhängige Anhängsel ihrer Männer betrachteten die kolonialen Siedlerinnen jede andere Frau als

⁷ Leonore Nießen-Deiters: Die deutsche Frau im Auslande und in den Schutzgebieten, Berlin 1913, S. 70

eine mögliche Konkurrentin um den Mann – in der Lage, in der sie sich befanden, aus ihrer Sicht unter Umständen eine existenzbedrohende Situation. Jede Frau, die auf Grund ihrer „Hässlichkeit“ als Konkurrentin ausschied, hob nicht nur das Selbstwertgefühl der Jurorin, sondern sicherte ihren ökonomischen und gesellschaftlichen Status. Selbst wenn ihnen die Argumente ausgingen, wie z.B. Frieda Zieschank, die ihrem Mann, einem Arzt, nach Samoa gefolgt war und nicht umhin konnte, die Inselbevölkerung „schön“ zu finden, gilt wenigstens noch, dass Frauen „farbiger Stämme“ so schön sie auch immer sein mögen, „den Vergleich mit der weißen Frau nicht aushalten, im einzelnen sowohl wie im ganzen...“⁸

Dritte Behauptung: „Sie sind dumm“

Bezeichnenderweise speisen sich diese Behauptungen fast ausschließlich aus Beispielen, die sich auf die Fertigkeiten der deutschen Hausfrauen beziehen, wie z.B. auf Nähen, Spülen, Waschen, Plätten und Legen der Wäsche, etc. Ihr Wissen und Können wurde als allgemein gültige Norm betrachtet. Die Frage, wie die deutschen Siedlerinnen sich beim Bau eines Pontoks, beim Flechten von Körben, Töpfern, Bierbrauen oder der Herstellung von Rindenstoffen angestellt hätten – alles Handwerke, die die afrikanischen Frauen meisterinnenhaft beherrschten – stellten sie sich erst gar nicht.

Vierte Behauptung: „Sie sind faul, dreist, heimtückisch, sie lügen und stehlen“

Dies sind alles Behauptungen, die an den verlogenen Idealen und der Scheinmoral der Kolonialgesellschaft gemessen wurden, denn es waren in Wirklichkeit die Deutschen, die ungefragt in fremde Länder eingedrungen, den dort lebenden Völkern Land, Vieh und Bodenschätze geraubt, die gebrandschatzt und gemordet, die Menschen versklavt hatten. Als Teil der Kolonialelite stellten die Kolonialfrauen die Wahrheit ungeniert auf den Kopf. Und so wird denn auch die angebliche „Faulheit“ nicht als das verstanden, was sie in Wirklichkeit war, nämlich Arbeitsverweigerung und damit eine Form des Widerstandes.

Fünfte Behauptung: „Sie sind kokett, hinter weißen Männern her und ruinieren diese in jeder Beziehung“

Hier wird die Sexuale Konkurrenz noch deutlicher, die sich teilweise bis zu offenem Hass steigerte. Dazu eine Kostprobe: Ein weißer „Herr“ trifft auf „eingeborene Weiber“. Er „wich zurück vor den stinkenden Leibern, die sich noch nie gewaschen hatten und an denen die Brüste herabfielen wie schwarze Schalen einer Frucht“. So hätte es die Schreiberin, Margarete Kierstein⁹ wohl gerne gehabt. Die Wirklichkeit aber sah ganz anders aus - es hätte sonst ja keines Mischehenverbots bedurft! Doch auch auf diese Wirklichkeit ließen sich die deutschen Kolonialfrauen nicht ein.

Die fremden Frauen stellten für sie gleichzeitig eine Bedrohung und eine Herausforderung dar: Es waren „wilde“ Frauen, das heißt, sie waren nicht durch die patriarchalisch-bürgerliche Schule der Frauenunterdrückung gegangen und entsprachen daher nicht dem Ideal der gezähmten Frau, die ihre eigene Unterdrückung verinnerlicht hatte und zur Hausfrau, Gattin und Mutter geschrumpft war. Wo sie sich weigerten, den Kolonialherren Kinder als zukünftige Arbeitssklaven zu gebären, verweigerten sie ihnen die Verfügung über ihre weibliche Produktivkraft, die Fähigkeit, Kinder zur Welt zu bringen. Und während die weiße Welt zur Kenntnis nahm, dass die Frauen der Kolonialvölker Gebärstreik als Mittel des Widerstandes einsetzten, abtreibende Mittel und Methoden kannten und anwandten, gab es für die weißen deutschen Frauen in den Kolonien nur eines: möglichst viele Kinder zu gebären. So mussten die deutschen Frauen unweigerlich daran erinnert werden, dass sie die Verfügung über den eigenen Körper längst nicht mehr besaßen. Sie aber verdrängten diese Herausforderung und beantworteten sie mit Beleidigung, Verachtung, Versklavung und Misshandlung der einheimischen Frauen.

⁸ Frieda Zieschank: Ein Jahrzehnt in Samoa, Leipzig 1918, S. 23.

⁹ Margarete Kierstein: Trommeln tönen durch die Wildnis, Breslau 1935, S. 6.

Auch aus den zahlreichen Schilderungen der Missionarinnen geht im übrigen hervor, dass es vor allem darum ging, die Nacktheit und die Sexualität der unterjochten Frauen zu zähmen. Für „Frau Missionar Wolff“ von der „Berliner Mission“ in „Deutsch-Ostafrika“ war es „natürlich“ ihre „erste Sorge“, die Mädchen, die zu ihr auf Arbeitssuche kamen, „zu kleiden und wenigstens den Versuch zu machen, Schamgefühl in ihnen zu wecken“¹⁰. Margarethe von Eckenbrecher aus Südwestafrika berichtet von einem besonderen Sonntagsbrauch: „Das Schönmachen bestand bei den jungen Mädchen des Ortes im Anlegen einer weißen Leinenbinde um die Stirn. Diese Binde stellte das Symbol der Keuschheit dar, es war von einem Missionar eingeführt. Ließ sich eine Jungfrau etwas zuschulden kommen, was öffentliches Ärgernis erregte, dann trat der Rat der Ouderlinge (Kirchenältesten) unter Vorsitz des Missionars zusammen. Den folgenden Sonntag wurde dann dem Mädchen vor den Augen der andächtig sittlich entrüsteten Gemeinde die weiße Binde von der Stirn genommen. Sie musste Schule und Kirche fernbleiben, bis sie bereute, dazu hatte sie sechs Wochen Zeit. Die weiße Binde durfte sie niemals wieder tragen.“¹¹

Ja, sie begriffen sich als das Maß aller Frauen: weiße, deutsche Hausfrauen. Die enge, kleinkarierte, provinzielle, heuchlerische Auffassung von dem, was gut und böse, ordentlich, sittlich, weiblich war, ließ sie andere Frauen demütigen, ja vernichten. Was immer sie an fanatischem, sexistischem und rassistischen Hass zu bieten hatten, es waren vor allem die Frauen der kolonialisierten Völker, über die sie ihn ergossen. Ihr offener Kulturhochmut machte sie blind. So kam es ihnen nicht in den Sinn, ihre Situation als Frauen zu überdenken, die eigene unwürdige Lage zu erkennen. Denn, keine Frage, in ihren Familien und in ihrer Gesellschaft gaben die Männer den Ton an. Indem sie sich aber mit den Zielen und Werten ihrer Herren identifizierten, verdrängten sie nicht nur ihre eigene Unterdrückung, sondern richteten ihre Frustrationen auf die noch schwächeren AfrikanerInnen und beraubten sich außerdem der Chance, den Aufenthalt unter fremden Völkern als Lernprozess für sich zu nutzen. Stattdessen brachten sie Unheil und Unrecht, machten sie sich mitschuldig an der Unterwerfung und Ausbeutung der Kolonien, der Zerstörung und dem Untergang ganzer Völker und Kulturen. Es war für sie nur ein kleiner Schritt von der Verinnerlichung der eigenen Unterordnung unter die Führungskraft des Mannes darauf zu schließen, dass es nur „natürlich“ sei, wenn auch ganze Völker dieser Führung unterstellt wurden.

Sechste Entdeckung: Die Spuren der Deutschen in ihren Kolonien fördern ein Bild zutage, das wie ein Mikrokosmos vorweg nahm und ankündigte, was nur wenig später den europäischen Kontinent blutig und in grauenvollen Dimensionen erschüttern sollte.

Überall in den deutschen Kolonien herrschte ein chronischer Mangel an Arbeitskräften. Dieser gründete zum einen auf der massiven Weigerung der einheimischen Bevölkerung in den besetzten Gebieten, für die neuen Herren zu arbeiten, zum anderen wirkten sich die Folgen der heftigen und blutigen Kolonialkriege aus, ebenso wie die hohe Flucht- und Todesrate unter den verschleppten, entwurzelten Zwangsarbeitern. Aber auch der Gebärstreik zeigte seine Wirkung, den viele der kolonialisierten Frauen als ihre ureigenste Widerstandswaffe einsetzten. Eines der wichtigsten Probleme in den deutschen Kolonien bestand also in der Rekrutierung einer ausreichenden Anzahl von Arbeitskräften.

Teil der Lösung dieses Problems war der Einsatz von Kriegsgefangenen. Sie wurden Bergwerksgesellschaften, Plantagen und Farmen als Arbeitskräfte zugewiesen und außerdem für öffentliche Arbeiten eingesetzt. Der Anteil von Frauen und Kindern unter ihnen war hoch. Bei den Herero in Südwestafrika zum Beispiel, begleiteten die Frauen mit ihren Kindern nach alter Tradition die Männer in den Kampf. Sie wurden von den Deutschen genauso gefangen genommen wie ihre

¹⁰ Frau Missionar Wolff: Die Nähsschule auf Tandala in: der Njassabote, Organ des Njassabundes evangelischer Jungfrauenvereine für weibliche Krankenpflege der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika: Nr. 19, 5. Jg., Juli 1909.

¹¹ M. v. Eckenbrecher, a.a.O. S. 48 f.

Männer. Oft aber wurden Frauen und Kinder gezielt geraubt, als Geiseln gehalten, um die dazugehörigen verwandten Männer entweder zusätzlich oder stellvertretend für sie als Arbeitskräfte zu erpressen. Durch Flucht(versuche), Arbeitsverweigerung, Sabotage versuchten sich die Zwangsrekrutierten aufzulehnen, zur Wehr zu setzen, Widerstand zu leisten.

Den weißen deutschen Kolonialfrauen war diese Situation bewusst und sie unterstützten die Politik ihrer Männer auch in dieser Frage ohne Wenn und Aber. „Das Land ist über Erwarten schön und fruchtbar, zum Teil schwerer Weizenboden, überall dichte, üppige Weide und viel Baumwuchs“, schwärmte Ada Cramer in ihren Erinnerungen. „Doch davon, dass vor wenigen Jahren ein zahlreiches Volk das Land bewohnt hatte, war nicht mehr das geringste zu spüren“¹². Das einstmals „zahlreiche Volk“ waren die Herero. Gegen sie, die wie zahlreiche andere Völker der eroberten Gebiete um Freiheit und Unabhängigkeit kämpften, hatten die Deutschen mit General Lothar von Trotha an der Spitze einen „totalen Krieg“ geführt. 1884 wurde die Kolonie Südwest zum deutschen „Schutzgebiet“ erklärt; 1892 waren die Herero auf circa 80 000 Köpfe geschätzt worden. Nach einer offiziellen Statistik von 1909/1910 lebten noch 19 962 von ihnen. Etwa 3000 war die Flucht nach Betschuanaland gelungen. Alle anderen waren entweder erschossen oder in die Wüste getrieben worden und sind dort elend zu Grunde gegangen.

Die Kolonialistinnen jedoch bewegten lediglich die Auswirkungen auf *ihr* Problem, genügend Arbeitskräfte zu finden: „Große Not hatten wir, vom Distriktsamt die nötigen Eingeborenen zu bekommen. Schließlich erhielten wir drei Männer, Hereros, fünf Frauen und sechs Kinder im Alter von 7 – ¾ Jahren. Diese Leute waren eben eingefangen worden, hatten sich dabei zur Wehr gesetzt und geschossen, wobei 7 Leute von der Werft getötet wurden“, konstatierte zum Beispiel Ada Cramer ohne jeden weiteren Kommentar¹³.

In der Kolonialszene hieß es die „Arbeiterfrage“ und zu ihrer Beantwortung ließen sich die Deutschen spezielle Methoden einfallen. In allen deutschen Kolonien war neben dem Einsatz von Kriegsgefangenen Zwangsarbeit für die einheimische Bevölkerung die Regel. Die deutsche Kolonialverwaltung fand vielerlei Mittel und Wege, sie durchzusetzen, oft genug auf dem „sauberen“ Verwaltungsweg. So wurden zum Beispiel am 18. August 1907 im kolonialen Südwestafrika Verordnungen erlassen, die für die afrikanische Bevölkerung u. a. das Verbot von Landerwerb und Viehhaltung, die Einführung von Passgesetzen und einer „geregelten“ Kontraktarbeit beinhalteten.

Das Verbot von Landerwerb und Viehhaltung beraubte die schwarzen Völker der Kolonie ihrer eigenständigen traditionellen Existenzgrundlage; sie mussten so zu Lohnsklaven für die Weißen werden. Zum Vergleich: Nach dem Reichserbhofgesetz vom 29.9.1933 konnte niemand deutscher Bauer sein, „wer unter seinen Vorfahren väterlicher- oder mütterlicherseits jüdisches oder farbiges Blut hat“.

Diese „Eingeborenenverordnungen“ waren die Keimzelle der Apartheid und erinnern aus heutiger Sicht fatal an die nur wenige Jahre später erlassenen „Judenverordnungen“:

- Passmarken, die alle Afrikaner in „Süd-West“ vom achten Lebensjahr an tragen mussten, an den Judenstern,
- von der Verwaltung eingesetzte Dorfvorsteher an Judenräte, Zwangsansiedlung in Ghettos hier wie dort...
- „Suum cuique“ (zu deutsch: „Jedem das Seine“) stand in ehernen Lettern über der Zufahrtsstrasse nach Katutura, dem Schwarzenghetto von Windhuk – kein weiter Weg von hier

¹ ² Ada Cramer, a.a.O.

¹ ³ Ada Cramer, a.a.O.

bis zum eisernen Motto am Eingangstor des Konzentrationslagers Buchenwald, „Jedem das Seine“...

Der Kolonialismus benutzte vorhandenen Rassismus als Legitimation („denn die Reinerhaltung der deutschen Rasse allein gewährleistet uns, dass die Kolonie deutsch bleibt in ihrem innersten Wesen.“¹⁴). Er verstärkte vorhandene latente rassistische Ideologien und Vorurteile und brachte neue hervor.

Urteile „zur Frage der reinlichen Rassenscheidung“ wurden bereits in der Kolonie Südwest gefällt. („... derjenige sei als Eingeborener zu betrachten, dessen Abstammung von Eingeborenen nachzuweisen sei.“¹⁵)

- Die Ähnlichkeit mit den Urteilen späterer Nazi-Gerichte zum sog. „Ariernachweis“ ist frappierend, wie auch
- der Sprachgebrauch: Schutzgebiet, Schutztruppe, Schutzhaft, Schutzstaffel, bekannter unter dem Kürzel SS...

Ein fließender Übergang.

Siebte Entdeckung: Frauen waren immer „Kinder ihrer Zeit“ und haben bewusst und unbewusst kolonialistische und/oder rassistische Vorurteile übernommen und verbreitet.

Wie sehr Frauen – auch wenn sie nicht direkt in den Kolonialismus verstrickt waren, doch im kolonialen und rassistischen Denken ihrer Zeit gefangen blieben, lernen wir aus zahlreichen Beispielen von Frauen im Deutschen Reich.

Da sind zunächst die offenen Propagandistinnen, die den „kolonialen Gedanken“ offensiv vertreten wie beispielsweise im „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“, 1908 von Adda von Liliencron und anderen „Kolonialfreundinnen“ gegründet oder im „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien“, später umgetauft in „Deutscher Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien“. Neben der Rekrutierung von auswanderungswilligen Frauen warben sie für „den kolonialen Gedanken“ durch Ausstellungen, Reden, Spendensamm-lungen, Veröffentlichungen aller Art. Die meisten dieser Frauen entstammten Familien, die ein direktes Interesse am Besitz und Erhalt von deutschen Kolonien hatten.

Aber auch die frauenbewegten Frauen jener Zeit akzeptierten auf ihren internationalen Kongressen widerspruchslös, dass Europäerinnen sich als „Vertreterinnen“ der Frauen anderer – der unterworfenen – Nationen präsentierten, dass zur Entspannung nach den hitzigen Strategiediskussionen gemeinsam sog. „Völkerschauausstellungen“ besucht wurden, wie z.B. in Berlin 1896 die Kolonialausstellung, auf der neben Produkten auch Menschen aus den Kolonien ausgestellt waren oder ein Jahr später auf dem Brüsseler Kongress die „Kongoausstellung“. Hagenbecks Völkerschauausstellungen waren ein allgemein akzeptiertes Vergnügungsangebot, das „stärkste Anziehungskraft auch auf die breiten Massen ausübte“, wie zeitgenössische Zeitungen schrieben – also durchaus akzeptabel für die sonst so kritischen, aufmüpfigen Frauen.

Kinder ihrer Zeit waren auch die sozialdemokratischen Frauen, darunter die ersten weiblichen Abgeordneten. Marie Juchacz, zum Beispiel, die zeitweise für die Schriftleitung der Frauenzeitung „Die Gleichheit“ verantwortlich war, stellte sich in ihrem Aufsatz „Friedensvertrag und Kolonialarbeit“ offen auf die Seite der Befürworter von deutschem Kolonialbesitz: „Auch in unseren Reihen rang sich der Gedanke durch“, schrieb sie, „dass ein Siebzig-Millionen-Volk mit starker industrieller Entwicklung Kolonien braucht...“ Und Clara Bohm-Schuch, eine Fraktionskollegin der Marie Juchacz, lehnte zwar Kapitalismus und Imperialismus ab, aber nur, um die Sozialisten zu auserwählen

¹ ⁴ Maria Karow, a.a.O. S. 139.

¹ ⁵ Kolonie und Heimat Nr. 32 (1912).

„Kulturträgern“ zu ernennen. Ein sozialistischer Staat, sagte sie, könne nicht auf Kolonialbesitz verzichten. Aber, so fuhr sie fort, „der Sozialismus allein ist... auch berufen, die Kulturarbeit durchzuführen, die in fremden Erdteilen geleistet werden muss...“ Dies fand zu einer Zeit statt, in der Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg seine Territorien in Übersee bereits verloren hatte. Mit dem Kolonialbesitz, so das vorherrschende Zeitgefühl, sollte das geschlagene Deutschland wieder in die Reihen der starken europäischen Staaten eingegliedert und das verletzte Nationalgefühl der Deutschen rehabilitiert werden.

Obwohl durch völkerkundliche und andere Kolonialwissenschaften die Eigennamen der unter europäischer Gewalt lebenden Völker durchaus bekannt waren, wurden die Menschen der Südsee im volkstümlichen Sprachgebrauch zu „Kanaken“, die Südwestafrikas zu „Kaffern“ oder „Hottentotten“, immer gebraucht als Synonyme für Rückständigkeit, Dummheit, „Untermenschentum“. „Wir wollen keine Kaffern mehr sein“, kann deshalb die jüdische Dichterin Else Lasker-Schüler, die später selbst vor den rassistischen Nazis fliehen musste, 1920 ungeniert ausrufen, als sie mit ihren Dichterkollegen wegen zu geringen Verzehrs aus ihrem Stammcafé hinausgeworfen wurde. Relikte dieses volkstümlichen kolonialistisch-rassistischen Sprachgebrauchs haben sich bis in unsere Tage erhalten, genauso wie die Gleichsetzung von „schwarz“ mit „böse, schlecht und unheilvoll“.

Vergessen wir in diesem Zusammenhang aber auch nicht, dass sich zu allen Zeiten Wissenschaftler und Ideologen eifrig dazu bereit finden, ideologische Modeströmungen mit zu gestalten und wenn nicht zu kreieren, sie doch „wissenschaftlich“ zu untermauern*. Die Ideengeschichte des Rassismus legt davon ein beredtes Zeugnis ab. Erinnern wir uns – um nur ein Beispiel zu nennen – an das Vorurteil der Kolonialistinnen vom „Gestank der Neger“. Sie befinden sich damit in bester „wissenschaftlicher“ Gesellschaft: Gegen Ende des 19. Jahrhunderts nämlich bastelten „Wissenschaftler“ aus der Verknüpfung von „Rasse“ und Geruch eine eigene Ideologie. So nannte zum Beispiel der Sexualforscher und Medizinhistoriker Iwan Bloch 1900 das „Negerproblem“ eine „Geruchsfrage“ und der deutsche Biologe und Gründer des Wiener Zoos Gustav Jäger verband 1881 den „Ursprung der Seele“ mit den „alles Leben und Denken bestimmenden, in chemischen Prozessen erzeugten Gerüchen“¹⁶. Den „jüdischen Geruch“ hielt Jäger im übrigen für „besonders unangenehm“.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten brachte für den kolonialen Frauenbund endlich das Verständnis, das er sich immer gewünscht hatte. Und das, so stand in seinem Jahresbericht 1933/34 zu lesen, verdankte er einzig „unserem Führer Adolf Hitler“. Die Eingliederung des Bundes in den nationalsozialistischen „Reichskolonialbund“ vollzog sich reibungslos. Für Frauen, die sich in den Kolonien zu „Herrenmenschen“ erklärt hatten, war die Denk-Kategorie „Untermensch“ nichts Neues, sie erweiterten sie einfach: neben den „Kanaken“, „Hottentotten“ und „Kaffern“ gehörten dazu jetzt eben auch Juden, Polen, Sintis...

Noch ein Nachtrag:

Erst vor wenigen Jahren ist das Kapitel „Schwarze im Nationalsozialismus“ endlich auch in das Blickfeld deutscher Historiker gerückt. Rassistisches Gedankengut, Schmierereien und Überfälle auf Schwarze aber sind in Deutschland auch noch im 21. Jahrhundert traurige Wirklichkeit. Und wer genauer hinsieht und hinhört, entdeckt auch in der aktuellen Diskussion über die Werte der „westlichen“, christlich-abendländischen Kultur in Abgrenzung zum Islam nur zu oft wieder

* Deutsche Anthropologen wie Eugen Fischer, Felix von Luschan, Friedrich von Fülleborn oder August Hirt, z.B., betrieben oder benutzten anthropologische Feldforschungen in/aus den deutschen Kolonien, die unter dem Naziregime in praktische „Rassenhygiene“ umgesetzt wurden.

¹⁶ zit. Bei George L. Mosse: „Rassismus, ein Krankheitssymptom in der europäischen Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“, Königstein 1978, S. 104.

westlichen Fundamentalismus und kulturellen Hochmut* und beklemmende, erschreckende Argumente - wie das Echo aus einer fernen, untergegangen geglaubten Epoche... Solange wir Menschen, die „anders“ sind, sei es in Bezug auf Geschlecht, Herkunft, Aussehen, kultureller, sozialer oder religiöser Andersartigkeit nicht als gleichwertig akzeptieren und als Bereicherung menschlicher Vielfalt werten, solange wird auch Rassismus in allen Formen in unseren Köpfen und Herzen weiter bestehen.

Martha Mamozai ist Autorin des Buches „Schwarze Frau, weiße Herrin. Frauenleben in den deutschen Kolonien“.

* vgl. z.B. nur den unsäglichen Begriff der „Leitkultur“.